

Stil in den Streitschriften

von Lessing und Heine: Ein Vergleich

Ondřej Dušek

Seminararbeit – Rhetorik und Stilistik
Leitung: Prof. Karl-Heinz Göttert

2010

Inhaltsverzeichnis

1	Einführung	2
2	Geschichtlicher Hintergrund	2
2.1	Lessing und die Ära der Aufklärung	2
2.2	Heine und sein Verhältnis zu Lessing	3
3	Stilanalyse von „Anti-Goeze“	4
3.1	Sprache	4
3.2	Rhetorische Figuren	6
3.3	Lessings Argumentation	7
4	Vergleich mit der Börne-Denkschrift	9
4.1	Heines Sprache	9
4.2	Tropen und Figuren	10
4.3	Die Mittel der Überzeugung	12
5	Schlussbemerkungen	13

1 Einführung

Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) gilt als einer der Gründer der modernen deutschen Dichtung, Heinrich Heine (1797-1856) ist dann einer der bedeutendsten und meistgelesenen Autoren des 19. Jahrhunderts. Obwohl die beiden Männer zu ganz verschiedenen Zeiten lebten und ihre personalen Schicksale ganz verschieden aussahen, verbindet sie, dass sie für ihren Witz bis heute sehr gelobt werden. Auch Heine selbst berief sich auf Lessing (siehe 2.2). Es ist ihnen auch gemeinsam, dass ihre Schöpfung von den Zeitgenossen sehr widersprüchlich angenommen wurde und dass beide Autoren all ihr Scharfsinn anwandten, um ihre Opponenten zurückzuschlagen. Deshalb sind ihre Streitschriften geradezu ein Paradebeispiel dessen, was man „guter Stil“ nennt.

In dieser Seminararbeit möchte ich zeigen, mit welchen Mitteln die zwei Dichter die Wirksamkeit, Schärfe und Unterhaltsamkeit in ihren Polemiken erreichen, die sie ihren Gegnern trotz ihrer schwachen Position überlegen macht. Ich nehme Lessings Stil als Basis und versuche es, Heines Schreiben zu ihm in Beziehung zu setzen. Bei dieser Stilanalyse werde ich Auszüge aus Lessings *Anti-Goeze* (Lessing, 1970ff) und Heines *Börne-Denkschrift* (Heine, 1972) verwenden.

2 Geschichtlicher Hintergrund

2.1 Lessing und die Ära der Aufklärung

Der Name Lessings ist eng mit der Aufklärungsbewegung verknüpft und sein Träger gilt heute als einer der wichtigsten Gestalter der damals sich formenden neuen deutschen Literatur. Während seiner Lebenszeit wurde ihm diese Wichtigkeit jedoch nicht zugeschrieben (Brenner, 2000, S. 9). Diese Epoche stand unter großem Einfluss bedeutender Philosophen wie Leibniz, Thomasiaus und Kant, deshalb wurde im Denken und damit auch in der Literatur die menschliche Vernunft bevorzugt (Barner u. a., 1987, S. 90). Dies führte auch zum allmählichen Aufschwung der Individualität, was einen radikalen Unterschied zur früheren Zeit bedeutete.

Unter Aufsicht der durch den aufgeklärten Absolutismus geprägten Macht im zerstückelten Deutschen Reich begannen sich der literarische Markt und die bürgerliche Literatur überhaupt langsam zu entwickeln (Barner u. a., 1987, S. 64ff). Für Autoren dieser neuen Literatur wie Lessing bedeutete dies eine sehr unübersichtliche und schwierige Situation, weil ihre Position gegenüber den Verlegern sehr unselbständig und unsicher war. Ihr geistiges Eigentum wurde nicht rechtlich geschützt, außerdem wurde die Mehrheit der literarischen Produktion strenger staatlicher Zensur unterworfen. Doch eröffnete sich

für die bürgerlichen Dichter zum ersten Mal überhaupt die Möglichkeit, durch ihr Werk breitere Kreise der Bevölkerung anzusprechen.

Mit der Entwicklung der modernen Literatur hängt auch die Entstehung ihres Publikums zusammen. Erst im 18. Jahrhundert verbreitet sich die höhere Bildung auch außerhalb der Kirche und des Adels, es entsteht der Gelehrtenstand (Barner u. a., 1987, S. 55f). Die allgemeine Kenntnis des Lesens und Schreibens gibt es bei weitem noch nicht, es wächst aber die Anzahl derer, an die sich das neue Schrifttum und die Presse wenden kann. In dieser Zeit entsteht auch das, was heute „der öffentliche Raum“ genannt wird: in Kaffeehäusern, Salons und verschiedenen Gesellschaften wird jetzt über Politik, Philosophie und Literatur gesprochen. Hier öffnet sich ein günstiger Boden für Polemiken, die nach Göttert und Jongen (2004, S. 202) damals eine ganz spezielle Gattung bildeten.

In stilistischer Hinsicht ist für diese Epoche vor allem die Vorherrschaft der Vernunft wichtig. Es wurde von den wichtigsten Theoretikern verlangt, dass die Literatur vor allem klar und deutlich sein soll (Göttert und Jongen, 2004, S. 200ff). Dies postuliert u.a. Gottsched, dessen Ziele und Ideen Lessing weitgehend übernimmt und weiterentwickelt (Barner u. a., 1987, S. 97). Es geht aber nicht um Einfachheit, sondern um eine Orientierung an den Leser und seine Fähigkeit, den Inhalt zu verstehen. Die verschiedenen rhetorischen Figuren sind also willkommen, solange sie die Gedanken des Textes aufleben, aber nicht verhüllen.

2.2 Heine und sein Verhältnis zu Lessing

Obwohl Heine fast siebenzig Jahre jünger als Lessing war, lebte er in Deutschland in einer auf den ersten Blick nicht viel veränderten Gesellschaftsordnung. In diesem Falle kann aber von einer neuen Entwicklung keine Rede sein, weil der natürliche und nötige Fortschritt von den größten staatlichen Mächten gehindert wurde. Nach der Französischen Revolution verbreiteten sich die Ideen der Demokratie und während der Napoleon-Kriege entstand die romantische Philosophie und die deutsche Nationalbewegung (Blackbourn, 2003, S. 37ff), aber im deutschsprachigen Raum wurden nach dem Wiener Kongress im Jahr 1815 alle diese Neuerungen von oben abgelehnt und die alte absolutistische und zersplitterte Gestalt Deutschlands erzwungen und noch verschärfte Zensurmaßnahmen ergriffen (Bahr, 2006, S. 352ff). Dies trieb viele fortschrittlich gesinnte Denker und Dichter in den Widerstand und Exil, was auch Heine betrifft.

In der damaligen Literatur herrschte noch die Epoche der Romantik vor, die auch von der politischen Entwicklung beeinflusst wurde. Die Sprache wurde poetisiert, also sehr künstlich, sogar pathetisch verwendet. Aus der Unerreichbarkeit der utopischen Ideale folgt aber die Neigung zum Humor und Absurdität. Heine setzt diese Tendenz fort, gibt ihr eine politische Dimension und radikalisiert sie. Seine Verwendungen der klassischen

rhetorischen Formeln sind oft ironisch und dienen nur der Subversion und Provokation (Göttert und Jongen, 2004, S. 236ff).

Heine fühlt sich Lessing in mancher Hinsicht sehr nahe, was er u.a. in seiner *Romantischen Schule* ausspricht (Stromšík, 1980, S. 14). Er teilt mit Lessing viele seiner Meinungen, v.a. sein Kosmopolitismus und seine Gesinnung gegen religiöse Intoleranz (Arendt, 1997, S. 205, 211). Er bewundert Lessings Geistesfreiheit und Wille, für seine Ideen in den Polemiken zu kämpfen. Und Heine würdigt auch Lessings Stil, indem er ihn als den „witzigsten Menschen in Deutschland“ bezeichnet (Arendt, 1997, S. 206).

3 Stilanalyse von „Anti-Goeze“

Lessings bekannteste Polemik gegen den Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze (Lessing, 1970ff) fällt in die letzte Periode seines Lebens, in der er aus finanzieller Not die Stelle des Bibliothekars in Wolfenbüttel innehatte. Es handelte sich um die von ihm in den Jahren 1774 und 1777 veröffentlichten *Fragmente eines Unbenannten*, eine rationalistische Religionspolemik von Lessings 1768 verstorbenem Freund Hermann Samuel Reimarus (Brenner, 2000, S. 240f). Diese „Abschaffung der Religion“ war für die konservativ-geistlichen Kreise unzulässig. Zuerst wurde nur der „unbenannte“ mehrmals angegriffen, bis Goeze auch auf den Verfasser seine Kritik gezielt und die politische Bedeutung der *Fragmente* miteinbezogen hat (Barner u. a., 1987, S. 291ff). Goeze beruft sich auf die unveränderliche Moral und offenbarte Wahrheit (Schilson, 1993, S. 76). Lessing wehrt sich von seiner unsicheren Position gegenüber dem mächtigen kirchlichen Vertreter mit allen möglichen Mitteln, indem er das Publikum des Streites mit seinem Witz und „glänzendem Stil“ für sich zu gewinnen versucht.

Ich möchte in Lessings *Anti-Goeze* zunächst die sprachliche Seite der Schrift – Korrektheit und Klarheit kurz behandeln (siehe 3.1), dann den verwendeten „Redeschmuck“ – die rhetorischen Figuren u.ä. (siehe 3.2) und schließlich auch den Fortgang der Argumentation von Lessing und seine Methoden, um den Gegner zu deklassieren, näher untersuchen (siehe 3.3).

3.1 Sprache

Wie ich bereits im Abschnitt 2.1 angedeutet habe, die wichtigste Tugend der Stilistik in Lessings Ära war Klarheit, Deutlichkeit. Seine Streitschrift kommt dieser Forderung ganz gut nach – sie liest sich relativ fließend und bleibt auch für den heutigen Leser verständlich; man kann die Argumentation gut folgen. Heute stellen die hie und da ausgestreuten

lateinischen Wendungen und Zitate (z. B. S.¹ 161, 163, wie auch am Anfang jedes Briefes) dem Leser ein Hindernis, in der Zeit der Verfassung verstand es sich freilich von sich selbst, dass das voraussichtlich gebildete Publikum einschließlich des Pastors Goeze die nötigen Lateinkenntnisse hatte².

Lange Sätze, das allgemein am häufigsten vorkommende Hemmung der Verständlichkeit, vermeidet Lessing in der Mehrheit der Fälle. Seine Sätze bleiben meist kurz, oft handelt sich dabei um (rhetorische) Fragen oder Ausrufesätze (siehe 3.2), was die Klarheit gar nicht hindert. Wenn schon eine kompliziertere Periode vorkommt, ist sie meist gut strukturiert und damit auch übersehbar. Das einzige Problem, die Lessings Satzgefüge für den heutigen Leser bedeuten können, ist seine Interpunktion, die ganz nach damaliger Konvention nicht der Syntax, sondern den Redepausen entspricht:

Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existieret, und bereits in mehrern Abschriften existieret [...] nur Fragmente des ersten Entwurfs, sich in die Bibliothek verlaufen haben [...] (S. 161)

Bei aller Deutlichkeit bleibt aber Lessing keinesfalls platt oder langweilig. Seine Sprache ist wirklich überraschend reich an Ausdrücke, und zwar überwiegend aus dem einheimischen Wortschatz. Lessing war sich des französischen Einflusses, unter dem die deutsche Sprache im 18. Jahrhundert stand, gut bewusst (vgl. auch die Gestalt Riccauts in seiner Lustspiel *Minna von Barnhelm*), und versuchte, die Fremdwörter zu vermeiden (Göttert und Jongen, 2004, S. 202). Einige entlehnte Ausdrücke, wie z.B. „konferieren“ (S. 161) oder „infamierend“ (S. 196), bleiben erhalten, bilden aber nur einen geringen Bruchteil des Textes, vielleicht weniger, als was die übliche Vertretung der Fremdwörter in den heutigen Texten beträgt.

Abgesehen von einigen Archaismen in der Morphologie (z.B. „e“ in der 3. Person Singular mancher Verben, wie „drohet“, S. 165, oder Deklination der Eigennamen, wie „Barhdts“, S. 161) oder Abweichungen in der Rechtschreibung („untrieglich“ statt „untrüglich“, S. 197, „kömmt“ statt „kommt“, S. 194) entspricht Lessings Schreiben auch der heutigen Norm, was es bis heute gut lesbar macht und lebendig erhält. In manchen Zügen nähert sich der Text eher der gesprochenen Sprache; vereinzelt gibt es sogar Neuschöpfungen, wie „Päbstchen“ (S. 162), „Scharteke“ (S. 196) oder „die mehresten“ (S. 195), die sicher bewusst gemacht wurden, um das Effekt des Ausdrucks zu vergrößern. Dies gilt auch für den folgenden Satz:

Und was? diese hätten Sie *gelesen gehabt*, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71stemal dieses Jahr in Ihr Horn stießen? (S. 163)

¹Seitenangaben in diesem Abschnitt ohne Angabe des Werkes beziehen sich direkt an die Streitschrift (Lessing, 1970ff).

²Dasselbe gilt auch für französische Wendungen und griechische Ausdrücke (S. 219, S. 233).

Für diesen Reichtum der Sprache wurde Lessing mit Recht gelobt, wie z.B. im folgenden Zitat von Friedrich von Blanckenburg:

Kein Dichter scheint bis jetzt noch so sehr diese Eigenthümlichkeiten [der deutschen Sprache] gekannt, und sie in wahre Vorzüge unsrer Sprache vor andern, verwandelt zu haben, als H. Lessing. (zit. nach Göbel, 1971, S. 30f)

3.2 Rhetorische Figuren

Lessings Briefe überfließen vor traditionellen rhetorischen Mitteln. Im Bereich der Tropen handelt es sich vor allem um Metaphern, weiter um verschiedene Wiederholungsfiguren und was die Sinnfiguren betrifft, begegnet man rhetorischen Fragen und Ausrufen am häufigsten.

Die Metaphern werden oft aus dem Bereich des Kampfes geliehen, wie „zu Felde ziehen“ (S. 160), oder verschiedene Verwendung von „Waffen“ (S. 197). Göbel (1971, S. 35) zeigt an der Kampfmetaphorik, dass bei Lessing diese Auffassung der Polemik als „geistige Auseinandersetzung“ besonders beliebt war. Seine Metaphern bleiben aber keineswegs nur im Krieg – er benutzt Vergleiche aus allen möglichen Gebieten, wie z.B. die Bezeichnung von Goezes Argumentation als „dreimal aufgewärmter Brei“ (S. 196). Man begegnet aber auch anderen Tropen, wie der Hyperbel. Lessing weiß sehr gut, eine pathetische Bezeichnung auf ganz übertriebene Weise zu verwenden und damit die ironische Färbung zu erreichen: „des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo“ (S. 196).

Auch was ganze Sätze betrifft, begegnet man in der Lessingschen Polemik einem unglaublichen Reichtum an rhetorischen Wendungen. Am häufigsten sind Wiederholungen vertreten – als Anaphern oder Epiphern, wobei die Triaden überwiegen. Oft schließt noch eine Steigerung (Klimax) an, wie im Folgenden:

„[...] daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne.“ (S. 162)

Auch Anadiplose kommt vor:

„[...] er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert [...]“ (S. 162)

Lessing wird von dem Hauptpastor nicht zu Unrecht der „Wortspielerei“ beschuldigt – Paronomasie findet man immer wieder, u.a. gleich am Anfang seiner ersten Schrift:

Überschreien können Sie mich alle acht Tage: Sie wissen, wo. *Überschreiben* sollen Sie mich gewiß nicht. (S. 160)

Ellipsen benutzt Lessing zwar auch, aber nur spärlich:

Lehret nicht auch Herr Mascho, daß die Religion eher gewesen, als die Bibel? (S. 164)

Am auffallendsten wirken aber die im Text vorkommenden Sinnfiguren – wie gesagt, handelt es sich am meisten um rhetorische Fragen und Ausrufe, wie die folgenden:

„Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten?“ (S. 166)

„Und o, welch neues Unglück drohet dem Hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst!“ (S. 165)

Man könnte wohl mit sehr leichter Übertreibung sagen, dass die ganze Schrift nur aus einer Kette rhetorischer Fragen und Ausrufe besteht, so waren sie bei Lessing als Kampfmittel beliebt. Es finden sich auch weitere Figuren, die den Gang der Argumentation bereichern, wie hervorhebende *Correctio*:

„nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein“ (S. 162)

Sehr eindrucksvoll wirken auch direkte Aufforderungen an Goeze selbst, oder auch an dritte Personen (Apostrophen):

„Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft.“ (S. 232)

„Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Kanäle lenken will, nur erst mit mir fertig sein.“ (S. 163)

Lessing bringt sogar eine *Fictio personae* vor, indem er Goezes Pferd anspricht (S. 255f, vgl. auch Götttert und Jongen, 2004, S. 209) und sich bei ihm über Goezes Unverständnis beklagt.

Das wichtigste an diesen vielen Stilmitteln ist aber die Tatsache, dass sie sehr natürlich wirken. Lessing verwendet die traditionelle Rhetorik auf solche Weise, dass das Ergebnis nicht zu gekünstelt und affektiert wirkt, alle Übertreibung dient hier dem Witz. Dieser Gebrauch der Figuren steht „jenseits rhetorischer Ideologie“ (Götttert und Jongen, 2004, S. 207).

3.3 Lessings Argumentation

Auch die Strategie des Argumentierens von Lessing ist sehr rhetorisch – seine antithetischen Äußerungen stellen das Wesen seiner Polemik dar. Er verwendet sie sowohl um die richtige Alternative hervorzuheben, als auch im Dienst des Witzes, wie im Folgendem:

„Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue, als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion sein? Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?“ (S. 161)

Hier fügt er zu der antithetisch gebildeten rhetorischen Frage noch eine *Similitudo*, ein allegorisches Gleichnis zur Steigerung der Pointe. Diese Veranschaulichung der Absurdität der Situation durch Gleichnis gehört auch zu Lessings beliebten Waffen.

Die Argumente des Gegners behandelt Lessing sehr erbarmungslos – man könnte es sogar unfair nennen, wenn man den Kontext nicht berücksichtigen würde. Er weicht einer unmittelbaren und begründeten Ablehnung oder Anerkennung der Argumente aus und greift sie stattdessen aus der Flanke an. An manchen Stellen nutzt er z.B. die aus dem Kontext ausgerissenen Worte Goezes zur Parodie:

„Also: *wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders, als lateinisch schreiben dürfen; damit der gemeine Mann nicht geärgert werde.* –

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein versteht, als in Polen, Ungarn – da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? – Natürlich!“ (S. 225)

Es geht ihm darum, die Argumente des Gegners zu seinem eigenen Vorteil umzudrehen. Oft, wie in dem oben zitierten Fall, geht es um eine Form der *Reductio ad absurdum*: Lessing zieht aus einer Aussage Goezes ganz übertriebene Folgerungen und zeigt deren Sinnlosigkeit. An einer anderen Stelle kann er ihm auf dieselbe Weise sogar vorwerfen, dass er seine Gläubigen zur katholischen Kirche treibe (S. 162). Auch anders dreht er die Aussagen des Hauptpastors gegen ihn, z.B. wenn er eine Freude an der Polemik ausdrückt, weil sie als eine Werbung für die bestrittenen *Fragmente* wirkt (S. 160), was man zwar nur bestätigen kann, was aber kein richtiger Gegenargument ist.

Lessing geht aber noch weiter und will Goeze sogar erniedrigen und verhöhnen, um die Oberhand zu gewinnen. Er wirft ihm z.B. mangelnde Kenntnisse der Sache vor, oder stellt sich auf ein höheres Intellektniveau über alle Prediger inklusive seines Gegners:

„[...] darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er *kann*. [...] darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er *will*.“ (S. 196)

Ein solches Verfahren ist aber doch akzeptabel, wenn man Lessings Situation einsieht. Er hätte mit aufrechter logischer und wissenschaftlicher Argumentation nie etwas gegen Goeze erreicht, der aus den Positionen der Kirche sprach, die sich an Dogmen stützt. Alles, was mit diesen Dogmen nicht übereinstimmt – und das betrifft sowohl die strittige anonyme Schrift, als auch Lessings Antworten selbst – sei automatisch verwerflich (Michelsen, 1993, S. 380). Mit diesen zwar nicht wirklichen, aber sehr witzigen Gegenargumenten kann er die Öffentlichkeit für sich gewinnen. Es zeigt sich hier,

„wie recht Lessing gehabt hatte, wenn er den Streit nun ganz auf die Auseinandersetzung über die Unverzichtbarkeit des Streites um der Wahrheit und Aufklärung willen

konzentrierte und die ebenfalls strittigen theologischen Sachfragen weit zurücktreten ließ.“ (Schilson, 1993, S. 69)

Lessing konzentriert sich also auf das Erwecken der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und will dabei Spaß machen und sich im guten Licht zeigen. Am wichtigsten ist aber die Sache, auf die er aufmerksam machen will, und zwar der Streit um die Wahrheit. Sein „Fortschreiten des Denkens in Gegensätzen“ (Mattenklott, 1993, S. 341) bezeugt, dass ihm der Prozess des Strebens nach der Wahrheit wichtiger als die Fakten selbst war (Cassirer, 1986, S. 59). Dies bestätigt auch der Stil seiner Streitschrift – die ganze Fülle der traditionellen rhetorischen Mittel dient vor allem diesen Zwecken und wirkt dadurch natürlich, seine Witze sind ihm auch deshalb gelungen. Cassirer (1986, S. 67) spricht über eine „immanente Norm“, womit Lessings hyperbolische Bezeichnung des eigenen Stils als „Erbsünde“ (S. 194) übereinstimmt.

4 Vergleich mit der Börne-Denkschrift

Das Buch *Heinrich Heine über Ludwig Börne*³ (Heine, 1972) war und bleibt sehr kontrovers, weil es als Polemik einen zur Zeit der ersten Ausgabe schon drei Jahre verstorbenen Journalisten und Literaturkritiker angriff. Börne und Heine, ursprünglich Freunde, verfeindeten sich während der französischen Emigration in den 30er Jahren (Brod, 1957, S. 298), Heine trat aber nie vorher öffentlich gegen scharfe Angriffe auf sein Werk vonseiten Börnes auf. Erst in dieser „Denkschrift“ setzt er sich mit ihnen auseinander.

Heine beschreibt seine eigene Beziehung zu Börne und verschiedene Erlebnisse mit ihm, an vielen Stellen übt er aber sehr heftige Kritik an ihm. Deshalb fällt das Buch in die Gattung der Streitschrift. Börne war zu dieser Zeit bekannter als Heine, deshalb musste sich der Letztere auch nur mit Witz und scharfen Pointe selbst behaupten – die Börne-Schrift ist auch ein äußerst rhetorisches Werk. Ich möchte nun in ihm die rhetorischen Mittel hervorheben, die Lessing und Heine gemeinsam haben, aber auch solche erwähnen, die eher nur dem Letzteren eigen waren.

4.1 Heines Sprache

Wenn man die inhaltliche Seite auslässt und sich ausschließlich auf den Stil orientiert, findet man vielleicht den größten Unterschied zwischen den zwei Dichtern in ihrer Sprache. Dieser basiert natürlich größtenteils auf der zeitlichen Distanz der beiden – Heines Sprache steht dem heutigen Deutschen spürbar näher. Es gibt aber weitere wichtige Unterschiede,

³Dieser Titel wurde weder von Heine selbst gewählt noch von ihm vor der Herausgabe gewährt (Mende, 1970, S. 177).

vor allem die Stilebene der Sprache. Die Börne-Polemik steht im Vergleich zu Anti-Goeze deutlich höher, ihr Autor greift sehr oft zu gehobenen Ausdrücken und Satzstrukturen. Damit hängt auch das für ihn bezeichnende Stilmittel zusammen – die Auslassung des Hilfsverbs bei zusammengesetzten Vergangenheitstempora (Ellipse). Dies lässt sich auch bei Lessing finden, aber nur vereinzelt (vgl. Abschnitt 3.2); hier ist es die Regel.

Heines gehobene Lexik, wie „jüngste Nacht träumte mir“ (S. 227)⁴, verleiht dem Text viel Pathos. Auf vielen Stellen „schlägt“ aber dieser „Pathos in Humor um“ (Götttert und Jongen, 2004, S. 238) – er wirkt hyperbolisch und endet in der Ironie, wie im Folgenden:

„Wie die Nachtträume meine Tagesgedanken verhöhnern, so geschieht es auch zuweilen, daß die Gedanken des Tages über die unsinnigen Nachtträume sich lustig machen, und mit Recht, denn ich handle im Traume oft wie ein wahrer Dummkopf.“
(S. 211)

Sehr zutreffend ist hier auch die Beschreibung von Freund (1970, S. 28), die von „Überraschungspointe“ spricht – die stilistisch hoch gestellte Personifikation wird sehr witzig mit dem platten, derben Ausdruck am Ende konfrontiert, der nicht zu erwarten ist.

Auch Heine spielt mit der Sprache und konstruiert neue Wörter (z.B. „am unumwundensten“, S. 217), es kommt aber nicht so häufig wie bei Lessing vor. Dasselbe gilt für die lateinischen Zitate: er verwendet sie zwar, aber viel sparsamer als der große Aufklärer (z.B. „Sancta simplicitas!“, S. 198).

Die Sätze der sogenannten Denkschrift sind im Durchschnitt deutlich länger, Heine preist sich selbst für seine umfassenden Perioden – und verhöhnt Börne für deren Gegenteil (S. 186, vgl. auch Teraoka (1993, S. 157)). Gegen die Deutlichkeit verstößt er aber nicht: man muss mit Mundt (nach Teraoka, 1993, S. 153) zugeben, dass diese Perioden sehr kunstvoll – „musikalisch“ – gebaut sind und sich fließend lesen lassen. Auch im Allgemeinen kann man Heines Sprache als sehr poetisch bezeichnen, was seine romantische Ausgangsposition nur bestätigt.

4.2 Tropen und Figuren

Ähnlich wie bei Lessing ist Heines Text mit vielen Metaphern umwickelt. Es gibt hier Gleichnisse aus verschiedensten Bereichen, der Kampf steht aber nicht mehr im Vordergrund. Oft laufen die Metaphern in Allegorien aus (Götttert und Jongen, 2004, S. 240f), auch an Personifikation mangelt es nicht:

„In der Seele dieses Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe.“
(S. 197)

⁴In diesem Abschnitt beziehen sich die alleinstehende Seitenangaben auf die Börne-Denkschrift (Heine, 1972).

Was aber bei Lessing fast nicht vorkam und dagegen bei Heine beliebt war, ist das Oxymoron. Oft handelt sich um eine kontradiktorische Erweiterung durch ein Adjektiv (Freund, 1970, S. 26), wie z.B. „Germanias stiefmütterliche Brüste“ (S. 197), es ist aber nicht immer der Fall: „der Kot vergoldet scheint“ (S. 210).

Der Bereich der Wiederholungsfiguren weist auch eine weitgehende Ähnlichkeit der beiden Autoren auf. Heine benutzt oft Anaphern, z.B. im 5. Buch der Denkschrift wiederholt er vielfach die Wendung „Glücklich sind diejenigen“ (S. 208ff), indem er die Worte des Matthäus-Evangeliums parodiert. Parodische Anspielungen auf Bibel verwendete Heine übrigens sehr gern (Freund, 1970, S. 37). Auch Anadiplose lässt sich finden:

„Dante schrieb seine ‚Hölle‘ im Exil. Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch, was Vaterlandsliebe ist.“ (S. 198)

Manche anaphorische Wiederholungen sind wie bei Lessing auch mit einer Klimax verbunden.

Auch Heine liebte die verschiedenen Sinnfiguren und verwendete rhetorische Fragen und Ausrufe sehr häufig:

„Wie ist das möglich? Börne wäre am Ende katholisch geworden?“ (S. 194)

Die Tatsache, dass sie in der Denkschrift nicht so häufig wie im Anti-Goeze vorkommen, lässt sich vielleicht größtenteils aus dem Charakter der beiden Schriften erklären – es ist nur zu erwarten, dass sie in einem wirklichen, auf den Gegner unmittelbar gerichteten Brief häufiger vorkommen. Wenn man die Textsorte miteinbeziehen würde, käme Heines Werk wohl in diesem Sinne als das „rhetorischere“ aus dem Vergleich heraus. Seine Ausrufe wirken auch pathetischer:

„O Tod, weißer Schneemann im unendlichen Nebel, was nickst du so verhöhrend!“ (S. 208)

Bei den beiden Dichtern ist allerdings auch eine ironische Verwendung dieses Stilmittels zu finden (vgl. das Zitat aus Anti-Goeze in Abschnitt 3.2):

„Für Menschen, denen die Erde nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden... Heil dieser Erfindung!“ (S. 194)

Noch weitere von Lessing beliebte Figuren lassen sich auch bei Heine finden, wie die Anreden an (schon toten) Börne, aber auch Apostrophen, die hier noch weiter entwickelt sind – Heine spricht sowohl direkt das Publikum (S. 192), als auch andere Personen an, sogar einschließlich Jesus Christus (S. 205), was ihm zum weiteren Angriff auf die Religion dient. Wenn sich Lessing an Goezes Pferd wendet (siehe Abschnitt 3.2), verfährt Heine analog in seiner Personifikation der „süßen Ruhe“ (S. 216). Er verwendet auch andere

Methoden, indem er nicht nur Börne, sondern auch z.B. „die Menge“ (S. 214f) kritisiert. Allein bei ihm sind auch die in der 1. Person Plural verfasste Wendungen, in denen er für die ganze deutsche Nation sprechen will, was freilich zu Lessings Zeiten noch nicht üblich war.

Alle die rhetorischen Figuren in der Streitschrift von Heine wirken sehr kunstvoll und natürlich mit dem Text verbunden, um eine natürliche Sprache (im Sinne von „gesprochene“) handelt es sich allerdings nicht. Heines Zeitgenossen bezeichneten seine Schreibweise als „poetische Prosa“ (Teraoka, 1993, S. 154), was dem Charakter seiner langen, aber fließenden und klangmalerischen Perioden in mancher Hinsicht entspricht.

4.3 Die Mittel der Überzeugung

Heines Schrift ist ausschließlich auf die Öffentlichkeit gezielt, deshalb findet man in ihr nur wenige begründete Argumente, stattdessen aber verschiedene anekdotische Abstecher, die der Unterhaltung des Publikums (und auch seiner Überzeugung von der eigenen Wahrheit) dienen. Immerhin sollte die Polemik mindestens auf den ersten Blick als eine Denkschrift wirken. Heine betont diese Absicht, „weder Apologie noch Kritik“, aber „ein Bild“ vorzubringen, auch im Text selbst (S. 213, 223); es ist aber merkbar, dass dies nicht das einzige Ziel ist. Seine kurze Geschichten oder Reflexionen, die vom Anfang an scheinbar harmlos aussehen, enden nämlich oft mit einer scharf angreifenden Pointe, wie am Anfang des 5. Buchs, wo er ein langes Zitat aus einem anderen Werk anführt und erst nach einigen Seiten erfährt der Leser, wozu er das macht (S. 206ff). Diese Peripetien steigern so die Spannung, so dass die Attacke um so wirksamer wird.

Was aber den Stil der beiden Dichter verbindet, ist die Antithese. Obwohl jetzt nicht mehr die Haupttriebkraft der Gedanken wie bei Lessing (vgl. Abschnitt 3.3), ist sie bei Heine auch sehr stark vertreten. Oft ist sie mit einem Parallelismus verbunden (vgl. auch Teraoka, 1993, S. 164):

„[...] wie der Kosmopolitismus Börnes nur in seinem Kopfe saß, statt daß der Patriotismus tief in seinem Herzen wurzelte.“ (S. 193)

Auch die Antithese benutzt er zugunsten seiner Angriffe – er beginnt mit Lob an den Opponenten, damit die gleich anknüpfende Kritik noch mehr in die Augen sticht. Ähnlich wie sein Vorläufer hat auch Heine eine Vorliebe für verschiedene, meistens sehr scharfe und witzige Gleichnisse:

„[...] Menzel sein Deutschtum wie ein Hausierjude seinen Plunder anpreist“ (S. 193)

Heine liefert dem Leser größtenteils seine eigene Ansichten und Urteile – ihre Begründungen führt er nur selten an. In seinen Anekdoten lässt er auch andere Meinungen

auftauchen, die die seinen unterstützen (S. 192), aber ihre Identität ist nur sehr verhüllt angegeben („ein ehrlicher Schwabe“, „G. Pf.“) und so sind sie nicht als Personen beweisbar und gehören auch eher dem rhetorischen Bereich an. Seine eigene Überzeugung reicht ihm als Argument, was ihn als einen noch größeren Individualisten als Lessing zeigt.

5 Schlussbemerkungen

Es zeigt sich, dass sowohl Heine als auch Lessing in den Auseinandersetzungen mit ihren Gegnern sehr viele rhetorische Mittel verwendeten, und zwar sehr oft die gleichen: eine reiche Sprache mit Neuschöpfungen, viele Metaphern, Wiederholungsfiguren, antithetisches Fortgang der Gedanken und viele Ausrufe, Anreden und rhetorische Fragen. Lessings Stil wirkt theatralischer, Heines ist dagegen gewissermaßen von der Romantik beeinflusst und seine Sprache hat vieles von seinen Gedichten übernommen. Bei den Letzteren findet man auch mehr Pathos, der aber oft unerwartet in Ironie übergeht.

Ihre allgemeine Einstellung zu der Sprache und auch zu der Führung eines Streites ist aber sehr ähnlich. Beide sprachen für sich selbst als Individualisten, das Verhalten gegenüber der Sprache als „nichts als Stil, Medium statt Offenbarung der Wahrheit“ macht Lessing in Heines Augen zu seinem „Gewährsmann“ (Mattenklott, 1993, S. 345). Die rhetorischen Mitteln verwenden sie nicht als äußerlichen und gestelzten Schmuck der Gedanken, sie knüpfen die Rhetorik an die Ideen ganz natürlich und sehr kunstvoll, so dass diese der „Erregung der Aufmerksamkeit“ durch Witz dient (Götttert und Jongen, 2004, S. 243).

Heine hat sich also mit Recht zu Lessing bekannt und seine Bezeichnung des Lessingschen Witzes als „ein großer deutscher Kater, der mit der Maus spielt, ehe er sie würgt“ (Arendt, 1997, S. 207) kann man noch heute auf die beiden Dichter sehr zutreffend anwenden, weil sie gerade das Wesen ihres Streitstils sehr prägnant ausdrückt.

Literatur

- ARENDDT, Dieter: Heine über Lessing: Derjenige Schriftsteller den ich am meisten liebe. In: *Wirrendes Wort* 47 (1997), Nr. 2, S. 204–221. – ISSN 0935-879X.
- BAHR, Ehrhard (Hrsg.): *Dějiny německé literatury*. 1. Aufl. Praha : Karolinum, 2006. – ISBN 9788024610481.
- BARNER, Wilfried ; GRIMM, Gunter E. ; KIESEL, Helmuth ; KRAMER, Martin: *Lessing : Epoche, Werk, Wirkung*. 5., neubearb. Aufl. München : Beck, 1987. – ISBN 9783406320651.
- BLACKBOURN, David: *History of Germany : 1780 - 1918*. 2. Aufl. Malden : Blackwell, 2003. – URL <http://books.google.com>. – ISBN 9780631231967.
- BRENNER, Peter: *Gotthold Ephraim Lessing*. Stuttgart : P. Reclam, 2000. – ISBN 9783150176221.
- BROD, Max: *Heine: The Artist in Revolt*. New York : Collier Books, 1957.
- CASSIRER, Ernst: Lessings Denkstil. In: BAUER, Gerhard (Hrsg.) ; BAUER, Sibylle (Hrsg.): *Gotthold Ephraim Lessing*. 2., unveränderte Aufl. Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1986, S. 54–73. – ISBN 9783534044276.
- FREUND, Lothar: *Zeitkritik in Heines Reisebildern*. Vaasa : Vaasa School of Economics, 1970.
- GÖBEL, Helmut: *Bild und Sprache bei Lessing*. München : Wilhelm Fink, 1971.
- GÖTTERT, Karl-Heinz ; JONGEN, Oliver: *Einführung in die Stilistik*. München : Fink, 2004. – ISBN 9783825225674.
- HEINE, Heinrich: Ludwig Börne. Eine Denkschrift. In: *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Bd. 6. 2. Aufl. Berlin, Weimar : Aufbau, 1972, S. 85–229. – URL <http://zeno.org>.
- LESSING, Gotthold E.: Anti-Goeze. In: *Werke*. Bd. 8. München : Hanser, 1970ff, S. 160–308. – URL <http://zeno.org>.
- MATTENKLOTT, Gert: Lessing, Heine, Nietzsche. Die Ablösung des Streits vom Umstrittenen. In: MAUSER, Wolfram (Hrsg.): *Streitkultur : Strategien des Überzeugens im Werk Lessings*. Tübingen : Niemeyer, 1993, S. 339–348. – ISBN 9783484106956.
- MENDE, Fritz: *Heinrich Heine. Chronik seines Lebens und Werkes*. Berlin : Akademie-Verlag, 1970.

- MICHELSEN, Peter: Lessing, mit den Augen Goezes gesehen. In: MAUSER, Wolfram (Hrsg.): *Streitkultur : Strategien des Überzeugens im Werk Lessings*. Tübingen : Niemeyer, 1993, S. 379–391. – ISBN 9783484106956.
- SCHILSON, Arno: „Glanz der Wahrheit“ oder „blendender Stil“? Überlegungen zu Gegenstand und Methode in Lessings Streit mit Goeze. In: MAUSER, Wolfram (Hrsg.): *Streitkultur : Strategien des Überzeugens im Werk Lessings*. Tübingen : Niemeyer, 1993, S. 56–77. – ISBN 9783484106956.
- STROMŠÍK, Jiří: Lessingovy práce o umění. In: *Hamburgská dramaturgie. Laokoón. Stati*. Praha : Odeon, 1980, S. 7–26.
- TERAOKA, Takanori: *Stil und Stildiskurs des Jungen Deutschland*. Hamburg : Hoffmann und Campe, Heinrich Heine Verlag, 1993. – ISBN 9783455099201.